
In Krisenzeiten

Pflicht zur Hoffnung

30. September 2022, 18:54 Uhr | Lesezeit: 4 min

Vom Friedenstiften: Wenn man jeden Glauben an eine bessere Zukunft fahren lässt, wird die Welt zur Hölle.

Kolumne von Heribert Prantl

Bisweilen beschleicht einen das Gefühl, dass die Weltgeschichte einen gigantischen Staubsauger eingeschaltet hat, der alle bisherigen Sicherheiten wegsaugt: Der Corona-Pandemie folgt der Ukraine-Krieg; die Angst vor dem Einsatz von Atomwaffen steigt. Und über all dem schwelt die Klimakatastrophe. Die Welt ist so unsicher wie schon lange nicht mehr. Eine Weltgeschichte, die alle Sicherheiten einsaugt, frage ich mich dann freilich - wie soll das gehen? Die Geschichte ist kein handelndes Subjekt, sondern das Produkt der Aktionen von Subjekten. Und wenn man schon das Bild vom Staubsauger aufruft: An den Reglern für die Saugleistung sitzen Autokraten - Wladimir Putin zuvorderst.

Als der Philosoph Immanuel Kant schon ein alter Herr war, schrieb er eine Schrift, die "Zum ewigen Frieden" heißt. Je nach aktueller Befindlichkeit stöhnt man da heute, man schmunzelt verlegen, ist melancholisch oder vielleicht auch hoffnungsvoll. Kant lehrt in dieser Schrift aus dem Jahr 1795 etwas sehr Wichtiges: Dass der Frieden kein natürlicher Zustand ist, sondern dass er gestiftet werden muss. Frieden stiften - genau das ist, genau das wäre die Aufgabe von heute. Wer stiftet? Wo sind die Mutigen?

Man kann den Kopf hängen lassen. Oder man kann mutig sein

Wir leben in einer Zeit, in der an die Stelle des Glaubens an den Fortschritt der Aufklärung das Gefühl fortschreitender existenzieller Unsicherheit tritt. In solchen Zeiten hat man die Wahl. Man kann sich einbunkern in der kläglichen Erwartung, dass man stirbt, bevor die Katastrophe final hereinbricht. Man kann sich in Zynismus flüchten; man kann, so man betucht ist und Platz hat, im Keller seines Hauses fünf Ster Holz stapeln und viele Säcke Pellets, dazu ein paar Kisten Rotwein. Ein jeder, ob betucht oder nicht, kann sich die Ohren zuhalten, damit er nichts mehr hört von der Gewalt in der Ukraine, von Atomkriegsszenarien oder von Covid.

Man kann den Kopf hängen lassen und resignieren. Man kann aber auch mutig sein und hoffen; man kann an eine erträgliche Zukunft glauben und darauf hinarbeiten, und sei es auch bloß durch offene, ringende Diskussion, die andere Meinungen nicht verachtet, sondern achtet. Das Ziel: Frieden stiften, auch inneren Frieden. Eine Utopie? Utopie besteht in der konkreten Verneinung der als unerträglich empfundenen gegenwärtigen Verhältnisse - mit der Perspektive und der Entschlossenheit, das Gegebene zum Besseren zu wenden. Der Soziologe Oskar Negt hat das einmal so formuliert. Ich stimme ihm zu. Es gibt daher eine Pflicht zur Hoffnung. Warum? In der Hoffnung steckt Kraft zum Handeln. Das ist aber nun kein Plädoyer dafür, Gefahren schönzureden. Hoffnung sieht die Gefahr; sie verweigert aber Unglück und Unheil den totalen Zugriff.

Soll man alle Hoffnung fahren lassen? Besser nicht

Es gibt eine Egozentrik der Hoffnungslosigkeit, die Optimismus fast als Beleidigung empfindet. Man kann Zukunftslosigkeit so finster beschreiben, dass die Zukunft vor einem wegläuft. Man kann die Indizien des drohenden Untergangs präsentieren. Aber solches Katastrophalisieren führt zu Depression und Aggression. Selbst wenn es keinen Anlass zum Hoffen gibt, gibt es doch einen Grund dazu: Da, wo man jede Hoffnung fahren lässt, wird die Welt zur Hölle. "Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren", steht, so schreibt Dante in seiner "Göttlichen Komödie", in dunkler Farbe auf der Pforte zur Hölle. Hoffnung lässt die Welt nicht zum Teufel gehen. Es gilt, dem Unglück und dem Unheil den totalen Zugriff zu verweigern.

Nach einer langen Corona-Zeit brauchen die Menschen nicht nur Biontech, Moderna und AstraZeneca - sie brauchen auch Hoffnung. Wir leben in einer Mischung aus Müdigkeit, Gereiztheit und Angst. Es gibt, wen wundert es, eine Lust am katastrophischen Denken; sie ist gefährlich, weil sie die Hoffnung zerstört, die nötig ist, um die Krise, die Krisen zu bewältigen. Wir brauchen kreative Kraft, um die Klimakrise zu überleben. Wir brauchen sie, um den Menschen in der Ukraine und in Afghanistan zu helfen. Wir brauchen diese Kraft, um Frieden zu finden in einer Welt des Unfriedens.

Wie geht so ein Hoffen? Muss man sich selber einen Vor-Schuss an Optimismus impfen, bevor man anfängt, etwas zu tun - muss man sich selbst die Gewissheit injizieren, dass es etwas bringen wird? So ist es nicht. Hoffnung fängt schlicht mit dem eigenen Tun an. Václav Havel hat einmal gesagt: "Je ungünstiger die Situation ist, in der wir unsere Hoffnung bewahren, desto tiefer ist diese Hoffnung. Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht. Sondern Hoffnung ist die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht." Deshalb darf, deshalb muss man auch im Ukraine-Krieg die Hoffnung haben, dass in Verhandlungen ein Weg zum Frieden gefunden werden kann. Es ist ein unheilvoller Defätismus zu sagen, dass das eh nichts bringt, und man das deshalb gar nicht erst versucht.

Vielleicht hilft es da, sich an den Mythos der Urkatastrophe und den Archetyp der Hoffnung zu erinnern: Noah in der Arche. Die Arche wird in Bilderbüchern oft als buntes Schiff mit allerlei lustigen Tieren gemalt, das auf den Wellenkämmen tanzt - als wäre es eine archaische Kreuzfahrt. Aber man muss sich die Arche ganz anders vorstellen: als Kasten aus rohem Holz, in dem die Insassen hin und her geworfen werden. Eine halbe Ewigkeit sind die Insassen in einer Zwischenwelt zwischen Tod und Leben. Irgendwann ist der Augenblick da, in dem Noah eine Luke öffnet und Ausschau hält. Aber noch ragen nur die Berggipfel aus dem Wasser. Da lässt Noah einen Raben hinaus, der fliegt aus und ein, denn er findet nichts, worauf er sich niederlassen kann. Und Noah lässt dann ebenso vergeblich eine Taube fliegen. Nach weiteren sieben Tagen noch einmal: Und als sie nun zurückkommt, hat sie einen Olivenzweig im Schnabel - das Leben ist wieder da. Wenn man nun statt der Taube die Leoparden ausschickt, funktioniert das dann auch?

Bestens informiert mit SZ Plus – 4 Wochen kostenlos zur Probe lesen. Jetzt bestellen unter:
www.sz.de/szplus-testen

URL: www.sz.de/1.5666805

Copyright: Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

Quelle: SZ/pfu

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an syndication@sueddeutsche.de.